

Vale senex magister et amice paterne

Karl Barth zum Gedächtnis

Von Karl Kupisch

Wenn man die 60 oder gar die 65 überschritten hat, geht es einem seltsam. Man ist körperlich, vielleicht auch geistig, noch leidlich unversehrt, aber für die Umwelt gehört man nun einmal zu den „Alten“. Die Sonne hat ihren Zenit überschritten, der Abend bricht an. Das Barometer des hoffnungsvollen Strebens fällt, der Pegelstand der Entbehrlichkeit steigt. Jüngere Kollegen pflegen sich dann mit einer auffallenden, von Sorge um die Gesundheit des anderen durchwärmten Herablassung nach dem Wohlbefinden zu erkundigen. Man tut gut, solche Gruß-Recherchen mit innerer Heiterkeit, jedenfalls ohne Argwohn, dankbar zu erwidern. Denn alles hat nun einmal seine Zeit: Leben wie Geltung. Aber der Resignation, dem bekannten Altersübel, sollte man unter keinen Umständen Raum geben. Diese Weisheit hat jedenfalls der alternde Karl Barth seinen Freunden und Schülern gegenüber oft ausgesprochen: daß es nämlich am besten sei, „sich über sein Alt- und Älterwerden nur die nötigsten, das heißt die praktisch ganz unvermeidlichen und also so wenig als möglich Gedanken zu machen, statt dessen ruhig fortzufahren, nun eben – Mensch zu sein“. Freilich hat auch er, die dem Älterwerdenden oft beunruhigende Erfahrung machen müssen, daß sich die Reihen der einst Mitwandernden zunehmend lichteten, nachdem die noch älteren Zeitgenossen, „die man vorher noch gewissermaßen schützend vor sich hatte“, schon dahingegangen waren. *Vita nostra brevis est...* (Unser Leben ist kurz...) Es gebe ihm zu denken, so schrieb der 65jährige, wenn er wahrnehme, „wie Alters- und einstige Studien- und Berufsgenossen sich nun einer nach dem anderen aus ihrer Lebensarbeit zurückziehen“, während er noch für mehr als ein Jahrzehnt in seiner Studierstube und mit seinen Studenten emsig am Werk war, das ihn hinderte, ein „Hieronymus im Gehäus“ zu werden. Erst als der „Bruder Leib“ sich vernehmlicher meldete und wiederholte Krankenlager ihn zwangen, die Bremsen seines Arbeitseifers scharf anzuziehen, mußte er, wie er selber sagte, „das Rennen aufgeben“. Aber noch der 82jährige schrieb, wie aufrichtig vergnügt er sei, noch ein bißchen

dazusein, Sonne und Mond scheinen zu sehen, Mozartsche Musik zu hören, seine geliebte Pfeife zu rauchen und am späten Abend sogar ein Glas Wein, „ausnahmsweise auch ein bißchen Bier“, zu sich nehmen zu dürfen.

Einen Tag nach Karl Barths Tode (am 10. Dezember 1968) kam ein Freund zu mir, um mit mir des Mannes zu gedenken, dem wir beide, jeder auf verschiedene Weise, so viel verdanken. Auf dem Kamin stand sein Bild, eine Aufnahme aus den Tagen, da er sich inmitten des Kirchenkampfes befand; in drei Fächern der Regale waren die Bücher und Schriften aufgestellt, die ich seit dem Jahr der ersten Begegnung nahezu lückenlos gesammelt habe. Wir spürten, daß in unserem geistigen Kontinuum mit diesem Hingang eine Unterbrechung eingetreten war. Es ist schon bedeutungsvoll, wenn ein Mensch, selbst wenn seine Lebensuhr schon weit vorgerückt war, nicht mehr da ist. „Was wird er dieser Zeit und ihrer Kirche sein?“ fragte der Freund. Ich erzählte ihm von einem bekannten Theologen, der mir vor einem Jahr sagte: „Karl Barth ist für uns passé.“ „Für uns“, wer ist das? Ähnliches hörte ich vor mehr als 40 Jahren auf einer studentischen Konferenz, als ein liebes 2. Theologiemester – heute ein wackerer Kirchenmann – mit Emphase verkündigte: „Mit Harnack sind wir fertig!“ Er hatte *damals* für den jungen Karl Barth optiert. Barth und Harnack – das ist ein Thema für unerschrockene Sachkenner. Auf demselben Regal, auf dem Barths Werke stehen, befinden sich bei mir auch so ziemlich alle Bücher von Harnack. Beider Werke tragen die Spuren eifrigster Lektüre. Mein theologischer Freund, der die Neigung zum Entweder-Oder besitzt, hat sich schon oft über meine dualistische Genußfreudigkeit gewundert. Aber ich war auch im Intellektuellen nie für Eintopf-mahlzeiten. Und darin habe ich mich mit Karl Barth, wenn wir im Gespräch etwa von Augustin oder Luther zu Napoleon hinüberwechselten oder uns über den amerikanischen Sezessionskrieg, über das Verhältnis von Dollar und Menschenrechte, unterhielten, immer trefflich

gefunden. Oft habe ich mich über meine, bis in das Jahr 1923 zurückreichende „Begegnung“ mit Karl Barth geäußert.¹ Die folgenden Sätze sollen deshalb kein in feierlichen Stilformen gehaltener Nekrolog sein, kein akademisches „In Memoriam“, bei dem man sich gleichsam vor einen marmornen Grabstein gestellt sieht. Zu beiden fühle ich mich außerstande. Vielmehr will ich, den Gesprächsfaden mit dem oben genannten Freund aufnehmend und weiterführend, Erfahrungen und Eindrücke wiedergeben, die ich in 45jähriger Beschäftigung mit Barth und seiner geistigen Wirksamkeit gemacht und empfangen habe.

Wer zu Anfang der 20er Jahre auf eine deutsche Universität kam, stieß dort noch auf jene Gelehrten-Generation, deren geistiges Credo auf dem Fruchtboden des Liberalismus erwachsen war. Der Liberalismus ist in Deutschland jedoch nie ein gesellschaftspolitisches Element geworden. Schon früh verschmolzen mit der Metaphysik des spekulativen Idealismus und der Nationalbewegung des vorigen Jahrhunderts, hat er deren Schicksale geteilt und sich schließlich der konservativen Staatsräson Bismarcks unterworfen. Allein im Wirtschaftsleben hat er, und auch hier nur in der Methode des kapitalistischen, manchesterlichen Wettbewerbs, Fuß gefaßt. Im höheren Bildungswesen war er eine milde Komponente zu traditionellen Auffassungen und Denkweisen. Der Staat war freilich großzügig genug, der Freiheit der Wissenschaft weiten Raum zu geben, sofern diese seine Intentionen nicht durchkreuzte. Andererseits war die geistige Oberschicht der Gelehrten durch Erziehung und Überzeugung diszipliniert genug, mit ihren intellektuellen Kühnheiten die akademisch-aristokratische Ekliptik nicht zu verlassen. Bei Kriegsausbruch, am 2. August 1914, haben sie alle am Altar des Vaterlandes ihre Rauch- und Brandopfer dargebracht. Prophetische Gestalten waren nicht unter ihnen. Sonst hätten sie wissen müssen, daß dieser Krieg, wie immer er ausging, auch das Ende der Epoche

bringen würde, der sie alle Wuchs und Ansehen verdankten.

Es war dieses Erlebnis, daß er so gut wie alle seine deutschen theologischen Lehrer mit ihren Namen damals auf patriotischen Kampfaufrufen fand, das Karl Barth zu einem neuen Nachdenken über die Aufgabe von Theologie und Kirche veranlaßte. An den Freund, Eduard Thurneysen, schrieb er: also „die absoluten Gedanken des Evangeliums werden einfach bis auf weiteres suspendiert und unterdessen wird eine germanische Kampftheologie in Kraft gesetzt, christlich verbrämt durch viel Reden von ‚Opfer‘ und dergleichen . . . Marburg und die deutsche Kultur verliert in meinen Augen etwas, und zwar für immer, durch diesen Zusammenbruch“. Er trat Anfang 1915 der Schweizer Sozialdemokratie bei, rang für die Arbeiter seines Industriedorfes Safenwil in der Villa des Fabrikanten „wie Mose mit Pharao, um ihn zu bitten, das Volk in die Wüste ziehen zu lassen“. Das „höfliche Männergespräch in tiefen Klubsesseln“ endete „mit glatter Ablehnung und Kriegserklärung“ seitens des Fabrikanten, der Barth für „seinen ärgsten Feind in seinem ganzen Leben“ bezeichnete. Der demokratische Schweizer Pfarrer hat nie verleugnet, welche Erkenntnisse er dem Schwaben Christoph *Blumhardt* verdankte, der sein Pfarramt hatte aufgeben müssen, als er der Sozialdemokratie beitrug. Seine Botschaft vom Reiche Gottes in dieser Zeit hat Barth den Religiös-Sozialen seiner Heimat um Hermann Kutter und Leonhard Ragaz nähergeführt. Aber jetzt galt es, die Fundamente tiefer zu legen und noch einmal in die Welt der Bibel hinabzusteigen. Aus der Safenwiler Studierstube kam 1919 jenes Buch hervor, das Barth die Berufung an die Göttinger Universität einbrachte. Amerikanische Presbyterianer haben zur Finanzierung des neuen Lehrstuhls für reformierte Theologie beigetragen. Wir wissen, welches Aufsehen dieser revolutionäre Kommentar erregte, noch mehr die folgende, völlig umgearbeitete Auflage.

Durch einen Zufall kam mir 1923 in einer Berliner Universitätsbuchhandlung ein broschiertes Exemplar von Barths „Römerbrief“ in die Hände. Fast gleichzeitig hatte ich antiquarisch Harnacks dreibändige Dogmengeschichte erworben. Beide haben zu meiner etwas wild gewachsenen theologischen Bildung erheblich beigetragen. Meine gleichaltrigen, aber wesentlich

¹ Vgl. Karl Kupisch, Begegnung mit Karl Barth (ThExh, 62) 1958, Karl Barths Entlassung (in: Durch den Zaun der Geschichte, 1964, S. 481-508); K. Barth, Der Götze wackelt. Zeitkritische Aufsätze, Reden und Briefe von 1930-1960, hrsg. und mit einer Einleitung versehen von K. Kupisch, 2. A. 1964; K. Kupisch, Die deutschen Landeskirchen im 19. u. 20. Jahrhundert (= Die Kirche in ihrer Geschichte, Bd. 4, Lfg. R, 2. Teil) 1966, 123ff.

begabteren theologischen Freunde haben aus dem „Römerbrief“ das Vokabular für ihre ersten theologischen Sprechübungen bezogen. Ergriffen hörte ich ihnen zu, wenn sie in düsterer Hingabe mit den dialektischen Kastagnetten zu klappern begannen und mir, dem im historischen Relativismus Befangenen via Barth klarzumachen suchten, daß Gottes Offenbarung als das „ganz andere“, in einer Wechselbeziehung von Ja und Nein, als Zorn und Gnade, „blitzartig“, „paradoxal“, „senkrecht von oben“ auf uns zukommt und sich im richterlichen Nein auf der „Todeslinie“ unserer Existenz als ein „verhüllt enthülltes“ Ja bezeugt. Die meisten von ihnen haben inzwischen zu einer verständlichen Umgangssprache zurückgefunden und wissen, zum Teil in hohen Kirchenämtern, zu sagen, „was lieblich klingt und wohlhauet“. Die Sandalen ihrer theologischen Werdezeit sind längst durchgelaufen, und gut beschuht eilen ihre Füße heute auf den bewährten Wegen der konzilianter Mitte. Ich habe derartige Schrittveränderungen und Sprachwandlungen an mir kaum erlebt. Den hektischen Amoklauf gegen Liberalismus und Historismus habe ich stets für eine Zeitkrankheit gehalten. Als ich einmal Karl Barth von meinem „besonderen Weg zu ihm“ erzählte – wir hatten uns gerade über die Strategie des Gefechts bei Langensalza (in dem die Preußen sich fluchtartig vor den Hannoveranern zurückziehen mußten) ausgetauscht – lachte er lauthals auf, und wir tranken in heiterer Stimmung noch ein Gläschen Rotwein.

Der „Römerbrief“ war für mich eine *Befreiung*. Immer wieder sage ich den Studenten, die heute in den Wundergärten der Soziologie und theologischen Politologie nach den Schlüsseln zur Wahrheit der Kirche suchen, welch ein Mangel es ist, daß nach 1945 ein die heutige Weltlage erhellender „Römerbrief“ nicht erschienen ist. – Karl Barth hat selber die erste Phase seiner öffentlichen Wirksamkeit als theologischer Lehrer so charakterisiert: Keine neue Theologie sollte entwickelt werden, vielmehr sollte das, was er zu sagen habe, zunächst nichts anderes als „eine Art Randbemerkung“, eine Glosse, ein Frage- und Ausrufungszeichen, vielleicht ein Korrektiv zu allen bestehenden Theologien sein. Worum es ihm positiv ging, war schlicht dieses: Die Botschaft des heiligen, in Jesus Christus sich offenbarenden Gottes sollte als das alleinige Zentrum der christlichen Verkündi-

gung wieder erkannt werden. Nicht der Mensch mit seinen Wünschen, Sehnsüchten und Bedürfnissen, sondern Gottes Gebot und Wille, wie sie in Kreuz und Auferstehung Christi Ereignis geworden sind, sollten wieder Gegenstand der Theologie und Aufgabe der Kirche sein. In diesem Sinne schrieb er in der berühmten Kontroverse mit seinem ehemaligen Lehrer Harnack: „Die Aufgabe der Theologie ist eins mit der Aufgabe der Predigt. Sie besteht darin, das Wort des Christus aufzunehmen und weiterzugeben.“

Und so haben es die empfunden, die nicht bei den reichlichen Negationen und Paradoxien, den zwangsläufig notwendigen Polemiken, hängenblieben und in naivem Entzücken meinten, damit schon den Berg der Verklärung erklimmen zu haben, sondern die im „Römerbrief“ und allem, was ihm folgte, das Ziel sahen, auf das diese Theologie hinsteuerte: das Wort Gottes wieder zum Leuchten zu bringen. Denn das ist das Herrlichste, was eine Theologie den Menschen schenken kann. Alle Theologie, und wäre sie noch so geistreich und tief sinnig wissenschaftlich fundiert, verfehlt ihr Ziel, wenn sie von der Bibel weg- und nicht zu ihr hinführt. Das Studium der Theologie soll Freude zum Verkündigen des Evangelium schaffen. Oder wie es Karl Barth selber einmal ausgedrückt hat: Die Theologie soll den Weg zur Kanzel frei machen.

Dieses Ziel wurde noch deutlicher in der zweiten Phase seiner theologischen Denkentwicklung, als seit 1932 die „Kirchliche Dogmatik“ zu erscheinen begann, ein Werk, das leider unvollendet geblieben ist, aber mit den heute vorliegenden 13 Bänden mit über 9000 Seiten Umfang zu den respektabelsten Leistungen der gegenwärtigen Theologiegeschichte gehört. Nimmt man dazu die fast unübersehbare Fülle weiterer Bücher, Schriften und Aufsätze (die mehr als 550 Nummern in der Bibliographie ausmachen), so steht vor uns ein Werk, wie es in gleichem Umfang nur bei wenigen der ganz Großen anzutreffen ist.

Das Vertrauen zu einem Lehrer, dem man für seine eigene Entwicklung Entscheidendes verdankt, ist keine Hundeleine. Es hat enthusiastische „Barthianer“ gegeben. Aber gerade diejenigen seines Freundeskreises, die auch zu ihm hielten, als viele von anderen theologischen Sternbildern angezogen wurden, haben die Er-

fahrung gemacht, mit welcher *Freiheit* er jedem entgegenkam, der das Gespräch mit ihm suchte. Am meisten haben das seine Studenten erfahren. Eine Barth-Schule hat es nie gegeben. Konnte es auch nicht geben, weil das, was es in dieser „Schule“ zu lernen gab, nur durch eine existentielle Entscheidung und nicht durch Nachahmung zu erlangen war. Manche Kritiker haben ihn einen Absolutisten genannt. Die Schärfe seines kritischen Urteils, die Neigung zur Ironie und zum Sarkasmus mochten dieser Meinung Vorschub leisten. Und es kann nicht geleugnet werden, daß er im Gefecht, wenn er die Sache, um die es ihm ging, in Gefahr sah, den Gegner hart anpacken konnte. Aber ihm ist die Relativität dieser Aktivitäten, die für manche der Unruhigen in den 20er Jahren oft allein Anlaß war, ihm zuzujubeln, immer bewußt gewesen. Personenkult, so dankbar er für menschliche Anerkennung und Zuneigung war, ist ihm immer zuwider gewesen. Ergreifend, wie er der großen Schar der Gäste, die zur Feier seines 80. Geburtstages nach Basel gekommen waren, als Antwort auf die vielen Lobesreden, die gehalten wurden, sagte: „Von mir aus gesehen, sieht das alles noch einmal anders aus, als Sie alle es denken. Ich kenne mich selber besser, als Sie alle oder die meisten von Ihnen mich kennen. Es gibt da noch so Abgründe, Verhältnisse und Beziehungen in meinem Leben, die jetzt nicht zur Sprache gekommen sind: merkwürdige Neigungen und Abneigungen und so fort.“

Unvergesslich auch allen, die ihn in Bonn oder in Basel in seinem Hause besuchten und an der Wand der Treppe, die zu seinem Studierzimmer führte, die Porträts von Theologen der letzten 150 Jahre, von Schleiermacher bis Harnack, vorfanden. Am Ende in gleicher Größe wie die Bilder hing ein Spiegel. „Gucken Sie einmal hinein“, sagte er mit freundlichem Lächeln, als ich das erste Mal diese Bildergalerie abschnitt, „ob Sie wohl auch so einer werden wie diese hier?“ Das war nicht ironisch gemeint. Der scharfe Kritiker der Theologen des 19. Jahrhunderts hatte für diese Männer ein respektvolles Faible. Sie und ihr Jahrhundert waren für ihn keineswegs „erledigt“. „Genau in der Größe und in den Grenzen, in denen sie damals gelebt haben, leben sie – aufregend genug – auch uns. So werden sie auch nicht aufhören, zu uns zu reden. Und wir werden nicht aufhören können, auch auf sie zu hören.“ Das waren seine Worte.

Karl Barth hat aus seiner schweizerischen staatsbürgerlichen Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Seine Absage an eine bestimmte Form des theologischen Liberalismus berührte nicht den liberalen Charakter seiner demokratischen Überzeugungen. Für die Deutschen, die sich nur in der Kongruenz der Ideen leidlich sicher fühlen, ist das schwer verständlich. Der Theologe Barth besaß ein ungemein sicheres politisches Sensorium. Er hat sich in Deutschland allerdings aus allen politischen Fragen herausgehalten. Aber jedermann wußte und konnte es bisweilen auch aus seinen theologischen Äußerungen vernehmen, daß seine politische Ethik aus anderen Quellen gespeist wurde als die der deutschen nationalen Theologen und Pastoren. Deutlicher war das schon zu vernehmen aus seinem 1930 veröffentlichten Aufsatz „Quousque tandem...?“, der eine schneidende Absage an die *ecclesia pompa* darstellte, die damaligen Kirchenführer aber völlig kalt ließ. Noch unmittelbarer zeigte sich seine Haltung in dem mutigen Eintreten für den von nationalistischen Hetzern angegriffenen Günther Dehn, den Kirche und Theologie so gut wie ganz im Stich ließen. Der „Fall Dehn“ war ein Vorspiel zum Kirchenkampf. Als im Hochsommer 1933 Barths Schrift „Theologische Existenz heute!“ erschien, erregte sie wohl beträchtliches Aufsehen, stieß aber gerade in positiv kirchlichen Kreisen auf ziemliches Unverständnis. Vielleicht deshalb, weil er mit seiner Kritik auch vor der Sammlungsbewegung der Jungreformatoren nicht Halt gemacht hat. Einige Wochen später war die Jungreformatoren-Bewegung mit ihrem Wettlauf mit den „Deutschen Christen“ am Ende.

Im November, nach der bekannten Sportpalastkundgebung der Deutschen Christen, war es soweit, daß Barth von einigen seiner Freunde nach Berlin gerufen wurde, um an Besprechungen über die kirchliche Lage teilzunehmen. Die ersten Zusammenkünfte mit den Vertretern des vor kurzem gebildeten Pfarrernotbundes waren erregend und dramatisch. Aber man wußte, daß man mit ihm rechnen dürfe. Barths aktive Beteiligung ist bekannt. Es sollte nicht geleugnet werden, daß die Bekennende Kirche, solange er dabei war, ihre wahrhaft große Zeit, man möchte fast sagen, ihre „heroische“ Zeit, durchlebt hat. Man spürte es, als er nicht mehr dabei sein konnte, was er den oft zögernden und von deutschen Obrigkeitsgesinnungen bedrückten

Brüdern gewesen war. Bei ihm war von Anfang an die zweifelsfreie Überzeugung vorherrschend, daß es sich in diesen Jahren nicht nur um einen innerkirchlichen Zwist handele, sondern daß dieser Kampf früher oder später auch eine politische Stoßrichtung haben würde. Entsetzt wichen die intakten Bischöfe zurück. Das hatte seit Luther noch nie jemand in Deutschland auch nur gewagt zu denken.

Bald nach dem Zusammenbruch war Barth wieder in Deutschland: im Sommer 1945 zur Tagung der Bruderräte in Frankfurt/Main und zur Kirchenführerkonferenz in Treysa. Im Jahre 1946 hielt er inmitten der Trümmer in Bonn wieder eine Vorlesung und besuchte viele deutsche Städte. Seine Freunde begrüßten ihn mit Dank, daß er kam, andere mit wohlwollend-freundlicher Zurückhaltung. Er hat keinem seinen Rat und seine Hilfsbereitschaft aufgedrängt. Aber in einer Reihe von Schriften und Reden hat er auf die große und wahrhaft einzigartige Gelegenheit hingewiesen, die das Ende des NS-Regimes den Deutschen bot, mit einem wirklichen Neuanfang ihre gewiß nicht leichte Zukunft zu beginnen. Würden die Deutschen sie nützen? Würden sie bereit sein, aus ihrer Vergangenheit zu lernen?

Wir wissen, wie die Dinge gelaufen sind. Barth wurde für viele zum unbequemen Mahner. Seine Kritik an der Bonner Adenauer-Regierung ließ die alten Vorwürfe wieder zum Erwachen kommen, bis hin zur gehässigen Karikatur. Weil er nicht in die antikommunistische Propaganda einstimme und der westlichen „Politik der Stärke“ den Beifall versagte, fand er sogar in seiner Schweizer Heimat betrübliche Zensurierungen. Heute könnten und müßten seine Kritiker erkennen, wie richtig er die europäische und deutsche Situation einschätzte. Lange bevor das Schlagwort vom „Wächteramt“ der Kirche aufkam und das andere von

der „politischen Diakonie“ die Runde machte, hat er, der Theologe, mit seinen Möglichkeiten, aber in unerbittlich realistischer Sachkenntnis, das ausgesprochen, was zur politischen Verantwortung des Christen gehört. Würden seine Kritiker sich mehr um die *geistlichen Voraussetzungen* seiner politischen Aussagen und Stellungnahmen gekümmert haben, dann wären sie wohl mit ihren raschen Verurteilungen zumindest zurückhaltender gewesen, auch wo sie glaubten, aus sachlichen Gründen eine andere Auffassung vertreten zu müssen. Denn auch in allen seinen Aussagen über Welt und Kirche seiner Zeit blieb Barth der Theologe, der sein Ohr dem lebendigen Zeugnis des Evangeliums geöffnet und sein Auge auf die Not der Mitmenschen gerichtet hatte.

Daß wir ihn, der bis zuletzt ein wacher Teilnehmer an den Vorgängen seiner Umwelt gewesen ist, nicht mehr unter uns haben, erfüllt uns, seine Freunde, mit Trauer, auch wenn menschliche Einsicht schon längere Zeit sich damit vertraut machen mußte, daß sein irdisches Leben im Zeichen der Vollendung steht. Ihm leuchtet nun das ewige Licht, in dem, wie er es selber einmal im Blick auf die ihm Vorangegangenen ausgedrückt hat, wir keiner Dogmatik überhaupt keiner menschlichen Belehrung mehr bedürftig sind.

Daß seine Zeit, auch als Theologe, wie viele in den letzten Jahren sagten, vorbei sei, ist keine geistreiche Feststellung. Unser aller Zeit wird einmal vorbei sein. Auch die Sternlein, die heute die Orientierung am theologischen Himmel so verwirren, werden einmal verglüht sein. Wo man die Kirche nicht als ein religiöses Unterhaltungsinstitut ansieht, wo man nach Glaubensgewißheit fragt, nach Bewährung im Alltag, da wird man auch immer wieder auf Karl Barth hören.

Es gibt keine normative Verwirklichung von Kirche, keine ein für allemal gültige, sakrosancte Gestalt. Sie ist nicht „an sich“, sondern „für andere“ da. Sie „ist“ nicht eigentlich, sondern sie „wird“. Sie ist eher ein Geschehen als ein Sein. Sie ist nicht die Spiegelung oder Darstellung einer ruhenden Wahrheit, sondern das Experiment des Schritthaltes mit dem in der Geschichte waltenden Gott. Sie kann immer nur gegenwärtige Kirche sein. Antiquierte Kirche ist nicht allein ein Trauerspiel, sondern eine Unmöglichkeit: Sie ist gar keine Kirche. *Hans Jürgen Schultz*

Theologische Existenz heute

Von Karl Barth

gbr. Am 25. Juni 1933 schloß Karl Barth die kleine Schrift ab, von der wir im folgenden aus den Anfängen und dem Schluß Teile wiedergeben. „Theologische Existenz heute“ sollte in den kommenden Jahren ein fester Begriff werden, der bald in die Kirchengeschichte einging. Die Schriftenreihe trat an die Stelle von „Zwischen den Zeiten“, die Barth mit Friedrich Gogarten, Eduard Thurneysen und Georg Merz von 1923 bis 1933 zusammen herausgab. Die „Theologische Existenz heute“ ist eine der wesentlichen Veröffentlichungen des Kirchenkampfes gewesen, der ihr entscheidende Einflüsse verdankt.

Es ist wichtig, die Schrift, die zuerst unter diesem Namen erschien, mit dem ganzen Hintergrund der Vorgänge der dreißiger Jahre zu lesen und auch zu verstehen. Nur dann wird man sie richtig begreifen. Einzelheiten sind aus dem damaligen Kirchenkampf der Bekennenden Kirche gegen die Deutschen Christen zu verstehen.

Wir meinen, daß das erste Heft eine programmatische Schrift wiedergibt, die auch heute noch wichtig und hilfreich zu lesen ist. Wir können natürlich nur einige wesentliche Abschnitte davon wiedergeben. (Vgl. das Heft, Seite 3–9 und 36–40.)

Unsere Zeitschrift hat in den 22 Jahren ihres Bestehens mehrfach Barth-Artikel veröffentlicht. Wir möchten vor allem auf die Arbeit aufmerksam machen, mit der Barth seinen eigenen Weg beschrieben hat (1949, S. 135 ff. und 1960, S. 253 ff.). Wir werden in den kommenden Heften noch weiteres von Karl Barths Theologie bringen.

Mir ist in einer zuletzt nicht mehr zu überhörenden Weise zugerufen worden, daß manche unter meinen ehemaligen akademischen Zuhörern und auch manche Andere von den an meiner theologischen Arbeit Beteiligten sich längst fragten, ob ich zu den uns alle nun seit Monaten beschäftigenden kirchlichen Sorgen und Problemen nicht auch etwas zu sagen haben möchte. Ich möchte dazu zunächst dies bemerken dürfen: das Entscheidende, was ich heute zu diesen Sorgen und Problemen zu sagen versuche, kann ich darum nicht zum Gegenstand einer besonderen Mitteilung machen, weil es sehr unaktuell und ungreifbar einfach darin besteht, daß ich mich bemühe, hier in Bonn mit meinen Studenten in Vorlesungen und Übungen nach wie vor und als wäre nichts geschehen – vielleicht in leise erhöhtem Ton, aber ohne direkte Bezugnahmen – Theologie und nur Theologie zu treiben. Etwa wie der Horengesang der Benediktiner im nahen Maria Laach auch im Dritten Reich zweifellos ohne Unterbruch und Ablenkung ordnungsgemäß weitergegangen ist. Ich halte dafür, das sei auch eine Stellungnahme, jedenfalls eine kirchenpolitische und indirekt sogar eine politische Stellungnahme! Und ich erwarte, daß dieses Wort ohne besondere Worte von einigen der mir anvertrauten Studenten so gut gehört und verstanden werde, als es inmitten der mannigfaltigen Aufregungen unserer Tage möglich sein

mag. Ich habe Gründe, mir an diesem Reden und Gehörtwerden innerhalb der Schranken meiner Berufung genügen zu lassen. Sie wurden auch damit nicht überschritten, daß ich mich auf ergangene Einladung an der Ausarbeitung zweier der Öffentlichkeit vorgelegter theologischer Erklärungen meiner reformierten Bekenntnisgenossen beteiligte. Man hat gerade meine Beteiligung an dieser Sache sehr richtig verstanden, man hat diesen Erklärungen m. E. das schönste Lob erteilt, indem man ihnen Mangel an Aktualität, beziehungsweise an Existentialität, das heißt an konkreter Bezugnahme auf die Probleme des Tages vorgeworfen hat. Soll ich mich nun dennoch unterwinden, das von mir erwartete „Wort zur Lage“ zu reden, liebe fernere und liebe nähere theologische Freunde, so kann es inhaltlich wirklich nur in der Frage bestehen: ob es nicht der Kirche und uns Allen besser wäre, wenn wir jetzt gerade *nicht* „zur Lage“ *sondern* nun erst recht, ein Jeder in den Schranken seiner Berufung „zur Sache“ reden, beziehungsweise die Voraussetzungen bedenken und bearbeiten würden, deren es bedarf, um Tag für Tag „zur Sache“ zu reden, wie es heute – nicht erst heute, aber auch heute! – von uns gefordert ist? Eine kleine Erläuterung dieser Frage kann allein der Sinn dessen sein, was ich, da man es denn hören will, zu den uns bewegenden Dingen zu sagen habe.

Das, was jetzt unter keinen Umständen geschehen darf, ist dies, daß wir im Eifer für irgend etwas, was wir für eine gute Sache halten, unsere theologische Existenz verlieren. Unsere theologische Existenz ist unsere Existenz in der Kirche, und zwar als berufene Prediger und Lehrer der Kirche.

In der Kirche ist man sich einig darüber, daß es in der ganzen Welt keinen dringlicheren Anspruch gibt als den, den das Wort Gottes darauf hat, verkündigt und gehört zu werden; diesem Anspruch muß Genüge getan werden, koste es, was es wolle und werde aus der Welt und aus der Kirche selbst, was da aus ihnen werden möge. In der Kirche ist man sich einig darüber, daß das Wort Gottes Alles und Jedes aus dem Felde schlägt, was ihm widerstehen mag, daß es darum über uns und über alle seine anderen